



Alex
McCarthy

ÜBERSETZT VON
SILKE JELLINGHAUS

Die
Schönheit
der
Rosalind
Bone

ROMAN

GOYA

Leseprobe

Eine Art zu lesen
Eine Art zu fliegen

GOYA

Das Buch

Es gibt Gerüchte darüber, wohin Mary Bones Schwester damals verschwunden ist. Schon als Kind hat deren Schönheit den ganzen Ort in ihren Bann gezogen, war manchen ein Dorn im Auge, wirklich hinsehen wollte jedoch niemand. Aber im Dorf gibt es noch mehr Geschichten. Während Jugendliche aus Verzweiflung zu Brandstiftern werden, träumt ein dement werdender Mann von einem kleinen Mädchen, das er mal gekannt hat, und Marys Tochter, fasziniert von dem einen übrig gebliebenen Foto ihrer verschollenen Tante, möchte mehr über die Vergangenheit erfahren.

Ein zarter, fast märchenhafter und zugleich sprachgewaltiger Roman über die Verstrickungen innerhalb eines Dorfes, das Schicksal einer starken Frau und darüber, wie erdrückend ein einziges Wort sein kann.

Die Autorin

Alex McCarthy ist in Cardiff geboren und in South Wales aufgewachsen. Sie schloss ein Studium an der London Contemporary Dance School ab und arbeitete einige Jahre als Tänzerin und Choreografin bei Bühnenstücken, Film und Fernsehen, bevor sie sich ganz dem Schreiben widmete. *Die Schönheit der Rosalind Bone* ist ihr erster Roman und wird in mehrere Sprachen übersetzt. McCarthy lebt in Wales.

Die Übersetzerin

Silke Jellinghaus studierte Neuere Deutsche Literatur, Neuere Englische Literatur, Philosophie sowie Amerikanische Literaturgeschichte in Tübingen, New York und München. Nach mehreren Stationen in Buchverlagen, z. B. bei Rowohlt in Hamburg, arbeitet sie seit 2008 freiberuflich als Literaturübersetzerin, Autorin und Lektorin. Übersetzt hat sie unter anderem Werke von Jojo Moyes, Graham Norton und Olivia Manning.

Alex McCarthy

Die Schönheit der Rosalind Bone

ROMAN

ÜBERSETZT VON SILKE JELLINGHAUS

GOYA

Die Originalausgabe erschien 2023 unter dem Titel
The Unbroken Beauty of Rosalind Bone
bei Doubleday, einem Imprint von Transworld Publishers, UK.

Das gleichnamige Hörbuch erscheint bei GOYALiT.
Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Besuchen Sie uns im Internet: www.goyaverlag.de



Dieses Buch wurde veröffentlicht mit der
Unterstützung von Wales Literature Exchange.

Für Polly

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der GOYA Verlag dazu entschlossen,
keine Plastikfolie zum Einschweißen der Bücher zu verwenden.



1. Auflage 2024

Deutsche Erstausgabe

GOYA Verlag © 2024 JUMBO Neue Medien & Verlag GmbH, Hamburg

Copyright der Originalausgabe © 2023 by Alex McCarthy

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagabbildung: Solly Smook

Umschlaggestaltung: Marcelo Marques

Lektorat: Milena Schilasky

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Gesetzt aus der Apollo MT Std

Printed in Germany

ISBN 978-3-8337-4640-6

BEDEUTUNG UND AUSSPRACHE VON »CWMCYSGOD«

Der Ortsname Cwmcysgod bedeutet »Schattental« (cwm = Tal, cysgod = Schatten). Es ist für die Lesenden hilfreich, zu wissen, dass sich das walisische Alphabet vom englischen Alphabet unterscheidet. »Y« und »W« sind zum Beispiel Vokale und keine Konsonanten.

Erste Silbe »cwm«: hartes »k« wie im Wort »kann«; »wm« ähnelt der Aussprache des deutschen Wortes »um«.

Zweite Silbe »cys«: hartes »k« wie oben; »ys« wird wie »as« mit kurzem Vokal ausgesprochen.

Dritte Silbe »god«: wie das englische Wort »god« für »Gott«.

Alle Silben werden gleich stark betont.

GLOSSAR WALISISCHER WORTE

<i>Blodeuwedd</i>	die Frau des Lleu Llaw Gyffes aus der walisischen Mythologie. Sie wurde von den Zauberern Math und Gwydion aus Blumen erschaffen.
<i>bach</i>	klein
<i>cysga'n drwm</i>	So wünscht man sich eine gute Nacht: »Schlaf tief und fest!«
<i>Butt / butty</i>	Slang für »Kumpel«. Ist kein walisisches Wort, wird aber nur in Wales benutzt.
<i>Dadi</i>	Daddy
<i>nos da</i>	gute Nacht
<i>ych y fi</i>	igitt

1 CWMCYSGOD, 2001

Als das Gras Feuer fing, wurde es schwarz, bevor man auch nur eine Flamme sah, seine Farbe verzehrt von der unsichtbaren Hitze, es blieb nur ein Flickenteppich aus brüchigen, verkohlten Stoppeln. Das junge Feuer schlängelte sich geduckt, schnell und gefräßig auf Knöchelhöhe durch trockenes Sommergras, loderte auf und erstarb wieder, am Boden verhaftet, angeschoben und mitgerissen vom Wind. Die Clements-Brüder saßen in der Hocke, angespannt und aufgeregt. Ihre Blicke verfolgten den Laufweg des Feuers, sahen zu, wie sich seine Spuren verflochten und in Fraktale fragiler Zerstörung aufspalteten, bis es schließlich zu seinem Höhepunkt answoll und viele Spuren zu einer breiten Walze rauchender, tanzender, verzückter Berghangverrichtung verschmolzen.

Aus den Ästen und Kronen entfernter Bäume erhoben sich Raben, breiteten die Flügel aus, ihre Stimmen kratzten am Himmel. Die Brüder wandten sich von dem Feuer ab und beeilten sich davonzukommen, begeistert von ihrem heimlichen Streich, ihrem Griff nach der Macht.

Sie gingen schweigend, die Berührung der Sonne Balsam auf ihrer Haut, der jeden Schmerz vertrieb.

Unter ihnen lag zu Hause. Cwmcysgod, dessen Dächer allenfalls von den längsten Strahlen der Nachmittagssonne gestreift wurden, was das Herz des Dorfes in ewigem Schatten liegen ließ.

Die Clements-Brüder nahmen den Schafspfad den Berg hinab, eine Schlammspur, die so schmal war, dass man immer einen Fuß direkt vor den anderen setzen und gut hinsehen musste, um sich nicht wegen eines Felsbrockens oder der Steine am Wegrand den Knöchel zu verknacksen. Dass sie langsamer gehen mussten, dämpfte ihre Hochstimmung, und als sie unten in Cwmcysgod ankamen, hatten sie bereits das Gefühl, nichts erreicht zu haben, als hätte die Pracht ihres Feuers niemals existiert.

Das Feuer jedoch raste unbeobachtet den Hang hinauf in die Wälder. Es kroch durch das Haselgestrüpp, um sich zwischen den illegitimen Sprösslingen lang gefällter Kiefern auszubreiten. Die Streu aus Kiefernadeln knisterte und ging in Flammen auf, trug das Feuer weiter in Richtung Mitte des Waldes. Dort lag schlafend eine alte Frau, in ihren Ausdünstungen zusammengerollt auf einem Bett aus Milchkästen, Tränen der Vergangenheit hatten über ihre wettergegerbten Wangen Linien gezogen.

Der Wind ließ nach, und der Rauch sank hinab und hüllte das Dorf ein, folgte den Clements-Brüdern nach Hause. Er quoll über die Gartenmauern. Graue Rauchkringel tanzten zwischen den trocknenden Unterhosen und Laken an Wäscheleinen und machten die Reinigungsarbeiten derjenigen zunichte, die bemüht waren, all ihre Geheimnisse wegzuwaschen.

Im kleinsten der Reihenhäuser, zu dem der Rauch es am weitesten hatte, ging Mary Bone in Strumpfsocken geräuschlos über das Linoleum aus dem Flur in die Küche.

»Riechst du das Feuer?«

Ihre Tochter Catrin knallte die Küchenschublade zu und klemmte sich dabei ein Stück Haut am Finger ein. Vor

Schmerz atmete sie scharf ein und drehte sich um, begegnete dem Blick ihrer Mutter.

»Ernsthaft, riechst du das?«, fragte diese und kniff die Augen zusammen, weil sie versuchte, die Sorge wegen des herankriechenden Rauchs und die Sorge wegen der herum-schnüffelnden Tochter in eine Rangfolge zu bringen.

Das Mädchen zuckte mit den Schultern, trat durch die Hintertür und schnupperte draußen in die Luft.

»Sieh mal den Berg hoch«, sagte Mary Bone. »Die fackeln das verdammt noch mal ab – diese Mistkerle ziehen wieder ihre üblichen Tricks durch. Na ja, irgendwer wird sicher die Feuerwehr rufen.«

»Wir haben keine Milch mehr, Mam. Ich geh welche holen.«

»Bring mir auch den *Argus* von heute mit. Ich muss wissen, was in der Welt los ist.« Mary legte zwei Pfundmünzen in die Handfläche ihrer Tochter und kniff sie in die Wange, als wäre sie eine Vierjährige.

»Lass das«, beschwerte sich Catrin und wedelte ihre Hand weg, bedachte ihre Mutter jedoch nichtsdestotrotz mit der Andeutung eines Lächelns.

»Du bist immer noch mein Mädchen, oder nicht?«

»Ich bin sechzehn, Mam, Herrgott noch mal!«

Mary Bone nahm die Wäsche von der Leine ab, die sie zwischen zwei rostigen Pfosten aufgespannt hatte. Eine Wäscheklammer aus Plastik zerbrach ihr zwischen den Fingern, die Feder schoss durch die Luft und traf sie am Augenwinkel.

Sechzehn.

Sie warf die Laken in den Wäschekorb und setzte sich auf die Mülltonne aus Stahlblech, um den Bergen auf der

anderen Seite des *Cwm* beim Brennen zuzusehen. Sie zündete sich eine Zigarette an und dachte an ihre Schwester. In ihrer Vorstellung hatte Rosalind ebenfalls eine Zigarette in der Hand, doch auf ihre schnellte ein Gewimmel aus Männerhänden zu, die ihr alle Feuer geben wollten. So war es immer gewesen.

Mary ließ ihre zu Ende gerauchte Zigarette fallen und sah zu, wie der letzte halbe Zentimeter bis zur Spitze verglomm. Rosalind klappte ihr silbernes Zigarettenetui zu.

In dem Laden an der Ecke saß die alte Mrs Williams in ihrer ganzjährig getragenen Kombination aus Strickjacke und Mantel auf einem hohen Hocker hinter der Theke. Ihr winziges Gesicht lugte aus dem Kopftuch hervor, das wie eine Schraubzwinge unter dem Kinn verknotet war. Marys Tochter Catrin ging zum Kühlschrank hinten im Laden und nahm die letzte Packung Milch heraus. Sie hatte Daniel Clements nicht bemerkt, der sich zwischen den Regalen vor ihr wegduckte.

Mrs Williams behielt Shane, den älteren Bruder, im Blick, der die Pornoheftchen befragte, von denen sie stets eine ansehnliche Auswahl im Laden vorrätig hatte. Beobachtete, wie er sich Seite für Seite in gespreizte Beine und leichtfertige Versprechen vertiefte. Diese Teenager, die einem hier im Laden die Luft wegatmeten. Es überhaupt nicht eilig hatten. Daran waren die Mütter von heute schuld: Im ganzen Tal hatte es seit Jahren keinen versohlten Hintern mehr gegeben.

Die alte Frau brummte vor sich hin und nahm nickend zur Kenntnis, dass Catrin die Milch und die Zeitung bezahlte.

Auf dem Weg hinaus musste sich Catrin an Shane Clements vorbeizwängen. Sie machte sich ganz dünn, um ihre Existenz auf ein Minimum zu reduzieren, aber seine Augen fanden ihre Brüste trotzdem. Aus der Nähe rochen seine Klamotten nach Rauch. Catrin trat hinaus auf den rissigen, klebrigen Asphalt und atmete eine Scham aus, die nicht sie hätte empfinden sollen, dann machte sie sich auf den Heimweg den Hügel hinauf.

Dai Bevel stand dicht hinter seinem Gartentor und beobachtete, wie Catrin vorüberging, auf dieselbe Weise, wie eine Eule einer Feldmaus mit den Augen folgen würde: der Körper bewegungslos, die Krallen einsatzbereit, Kopf um die eigene Achse drehend.

»Du siehst aus wie Rosalind Bone ...«, sagte er. »Ohne die Schönheit.«

Das sagte er immer, wenn er sie sah. *Dai Widerling Bevel*.

Um sechs Uhr tauchten von der Landstraße her Löschzüge mit eingeschalteten Sirenen auf. Die Reihe der Haustüren entlang der Hauptstraße öffnete sich. Auch in den Nebenstraßen traten die Leute auf die Türschwellen ihrer Reihenhäuser, begierig nach etwas Aufregendem. Arme verschränkten sich vor Brustkörben, Hälse wurden gereckt. Sie schüttelten die Köpfe über dieses Clements-Pack und gingen eilig wieder hinein, schlossen die Türen, um Abendbrottsche zu decken, Fernseher einzuschalten oder den Trost zu schlürfen, der sich in einer Tasse Tee finden lässt. Mary Bone kam nicht auf die Straße. Sie saß auf der Mülltonne hinter dem Haus und zündete sich eine weitere Zigarette an.

Catrin stellte die Milch in den Kühlschrank und warf einen Blick auf das Foto, das in der Schublade versteckt lag.

Wie es wohl sein muss, wenn man so aussieht.

Das Tageslicht schwand, und Scheinwerfer pulsierten wie Glühwürmchen die Hauptstraße entlang. Erst kroch die Dämmerung, dann die Dunkelheit über Cwmcysgods Kohlemine, legte sich über die Terrassen, schwärzte den aus Backstein und Stahl bestehenden Kadaver der verfallenen Fabrik. Die Nacht verschluckte das Dorf und das Tal und zuletzt auch den Himmel darüber. Auf der Hauptstraße nahm, schwach bernsteinfarben erleuchtet, ein weiterer Samstagabend seinen Lauf. Junge und alte Füße tröteten in den Pubs aus und ein, gingen ins Mitre, um Bingo zu spielen, ins The Lamb für Karaoke. Tausend Seelen folgten ihren Fußstapfen der vorangegangenen Nächte und Wochen und Jahre. Vertieften die Spurrillen ihrer Leben in den Bordsteinen und Türschwellen.

Dai Bevel stand mit schmerzenden Hüften in seiner kleinen Küche am Gasherd und machte sich Milch warm in der allabendlichen Hoffnung, damit den Schlaf anzulocken. *Cysga'n drwm*, hatte seine Mutter immer gesagt, bevor sie ihn für die Nacht in seinem Zimmer eingeschlossen hatte.

Die Clements-Jungen lungerten im Dunkeln vor ihrer eigenen Hintertür herum, spähten durch den Spalt zwischen den Vorhängen und warteten darauf, dass ihre Mutter auf dem Sofa dank Fernsehen und Cider vom Schlaf übermannt wurde, sodass sie an ihr vorbeischlüpfen konnten in ihr Zimmer mit den Stockbetten, in denen sie liegen und von den Freuden der Brandstiftung träumen würden.

Am Dorfrand standen die Tanksäulen still da, abgeschlossen und unbeleuchtet. In der Wohnung über der Werkstatt fuhr Paul Rhys mit den Fingern über die Wangen seiner Ehefrau, die er liebte. Sie lagen nackt nebeneinander, seine von Selbstbräuner getönte Haut spannte sich

glänzend über dem akribisch trainierten Körper. Seine Frau Karen war zurechtgemacht und parfümiert, hatte jedes Molekül der Arbeit des Tages tief in den Abfluss hinuntergespült, damit sie ihm wie jeden Abend vollkommen rein-gewaschen im Bett begegnen konnte. Beide spürten das pulsierende Leben des anderen. In ihrem Schlafzimmer-spiegel hing die omnipräsente Reflexion des neonfarbenen Esso-Schriftzugs und blinkte werbend allen zu, die vorüberkamen. Karen Rhys ließ ihre schlanken Finger durch das dicke, benzingeschwängerte Haar im Nacken ihres Mannes gleiten, zog es fest zu sich heran und raunte ihm Liebesworte zu.

Spätestens um drei Uhr morgens legte man alle Füße hoch, alle Köpfe nieder, und die Gedanken hatten wie unbeaufsichtigte Kinder freien Lauf durch die schlafenden Hirne von Cwmcysgod. Doch am Rand des Waldes über dem Dorf war die alte Frau nun erwacht, ihre Lunge brannte vom Rauch. In ihrer Hast, dem Feuer zu entkommen, stolperte sie über eine Baumwurzel. Sie lag verletzt und mit gebrochenen Knochen da und zwang sich zum nächsten Atemzug.

Ein, tief und aus.

Ein, tief und aus.

Ein Käfer krabbelte über ihre Wange. Sie erwog, eine Hand zu heben und ihn auf das Laub hinabzuwischen, aber es kostete zu viel Mühe. Sie öffnete und schloss die Augen, sah flüchtige Lichtpunkte, die unten im Dorf nutzlos schimmerten.

Ein, tief und aus.

Ein, tief und aus.

Sharon, die Mutter der Clements-Jungen, erwachte in ihrem Sofakokon aus Kissen und Decke. Sie griff nach der Fernbedienung und schaltete den Fernseher aus. Frieden. Auf gewisse Weise. Sie zerdrückte ihre leere Dose Cider und sehnte sich nach den Zigaretten, die zu rauchen sie aufgegeben hatte, um ihren Söhnen ein gutes Vorbild zu sein. Sie schlich sich nach oben in deren Zimmer. Ihre Jungen, die den ganzen Tag lang die Welt in Brand gesetzt hatten, ließen im Schlaf ihre wahren Seelen erkennen. Gesichter so glatt wie Kieselsteine, alle Sünden fortgewaschen von den Gezeiten der Nacht. So gehörten sie noch immer ihr.

Mary Bone zog sich die Bettdecke über die Schultern und drehte sich in ihrem Einzelbett auf die andere Seite. Sie träumte, dass es brannte. Sie und ihre Tochter standen am Rand des Gartens und sahen, wie das Feuer das Tal herunter auf sie zuraste. Mary hob heruntergefallene Backsteine auf und versuchte, die Gartenmauer damit höher und dicker zu machen. Catrin stand wie erstarrt da und beobachtete, wie die Flammen auf sie zukamen. Als das Feuer an der Mauer leckte, nach zu verbrennendem Bone-Fleisch brüllte, fiel Mary auf die Knie und betete wie der Teufel zu John Thomas, dem Dorfapotheker, um die Erlösung ihrer aller Seelen. Catrin lockerte einen Backstein, zog ihn aus der Mauer und tauchte ihre Hand ins Feuer.

2 MARY BONE

Die Füllertinte war leer, sodass ihre Tochter damit nur noch ein halbes Wort auf das Notizpapier kratzen konnte. Catrin kramte in ihrer Schultasche nach einem Bleistift, während Mary ihrer Tochter an die Spüle gelehnt und mit verstrickten Armen zusah. Der Traum der letzten Nacht ging ihr durch den Kopf, sie betend auf den Knien, während ihre Tochter mit dem Feuer spielte. Ihr eigenes Kind. Mary knirschte mit den Zähnen. Traum hin oder her, das war verdächtig.

»Was willst du sonst noch, Mam?«, fragte Catrin. »Ich habe Wäscheklammern, Brot, Bohnen, eine Zeitung, Hühnerflügel und Badreiniger. Und Bleistifte.«

»Das ist alles«, sagte Mary. Ihr Kiefer verhärtete sich wie von einer Ratsche angezogen. »Außer unter den reduzierten Artikeln ist irgendwas fürs Abendessen dabei. Bring mir das Wechselgeld zurück. Und kauf die Wäscheklammern nur, wenn sie aus Holz sind.« Sie sah ihrer Tochter in die Augen, um sich zu vergewissern, dass Catrin ihre Anweisungen aufgenommen hatte.

»Nimm eine Jacke mit, nur für den Fall.«

»Mir geht's gut, hör auf mich zu bemuttern.«

Sechzehnjährige denken immer, sie wüssten alles besser.

Mary gab ihrer Tochter einen Zwanzig-Pfund-Schein und sah zu, wie Catrin ihn sich tief in die Tasche schob. Das war das letzte Geld von der Stütze, bis sie nächste Woche

neues bekämen. Wenn *Twm Fags* und seine Schwarzmarktgeschäfte nicht wären, hätte Mary nicht einmal mehr den Trost von Zigaretten.

Auf der Mülltonne im Hinterhof sitzend zündete sie sich die erste Zigarette des Tages an und zupfte an dem Wäscheklammerwundschorf, der sich auf ihrem Augenlid bildete. Über die spärlichen Überreste des Berggrases schlenderten Männer in gelben Westen und begutachteten die Brandschäden von gestern. Neonfarbene Nissen, die auf dem Hang sorgfältig ihre Schritte setzten. In den letzten beiden Jahren waren der Ausblick auf den Berg und die Seiten des *Argus* alles, was Mary von der Außenwelt gesehen hatte.

Angefangen hatte es vor ein paar Jahren mit etwas, das Dai Bevel gesagt hatte. Eine Zufallsbegegnung auf der schmalen Gehwegplatte vor The Lamb. Mary war auf dem Weg zum Pound Emporium, um Lebensmittel einzukaufen, und er kam ihr mit einer leeren Einkaufstasche entgegen, die so groß war, dass sie auf dem Boden schleifte. Sie nickte ihm zum Gruß zu. Als er ihre Höhe erreichte, wandte er sich zu ihr und winkte.

»Die Schöne kehrt zum Biest zurück.«

Mary hielt keine Sekunde inne. Der Mann hatte schließlich Alzheimer. Sie stieg weiter bergan in Richtung Pound Emporium, ihre Beine wurden allein vom Muskelgedächtnis bewegt wie bei einem geköpften Huhn.

Am Eingang des Ladens sah Mary ihre Hand nach einem Drahtkorb greifen, als wäre sie keine Gliedmaße mehr, die ihr selbst gehörte. Sie stand neben den Bananen und starrte auf ein Stück Papier, von dem sie wusste, dass es ihr Einkaufszettel war, ohne die Worte entziffern zu können. Als sie ihren Verstand aufforderte, Informationen in Handlun-

gen umzusetzen, kam keine Antwort. Ihr Gehirn war gerade in der Mittagspause, beim Angeln, hatte bis auf Weiteres geschlossen.

Leer.

Ein paar Sekunden später wurde ihr bewusst, dass sie nicht auf dem Bauch im Gemüsegang liegen sollte, auf Augenhöhe mit dem Schmutz unter den Regalen. Sie hatte sich instinktiv fallen lassen, als wollte sie sich vor einem Angriff schützen. Mary starrte auf die hart gewordenen Dreckklumpen auf dem Betonboden.

Sie sollte etwas unternehmen, um die Kontrolle wiederzuerlangen, die Situation in etwas nicht allzu Ungewöhnliches umzuwandeln. Das Gesicht zu wahren. Nichts geschah. Sie konnte sich zu keiner Bewegung zwingen. Von den pickligen, gaffenden Kassiererinnen wurde sie auf die Füße gezogen, sie wollten sie auf einen braunen Plastikstuhl setzen. Mary entwand sich ihrem Griff und flüchtete aus dem Laden. Sie war das panische Pferd, das sie einmal auf der Fernstraße gesehen hatte, eingekleilt von Verkehr, sich mit aufgerissenen Augen um die eigene Achse drehend. Sie schaffte es nach Hause, kurz bevor die Welle von Scham hinter ihr brach und gegen die Haustür brandete. Eine riesige, wogende Welle. Vielleicht hatte sie sich schon viele Jahre aufgetürmt, war langsam angewachsen, Stunde für Stunde, bis sie die nötige Wucht besaß, sie tief in die vier Wände ihres Zuhauses hineinzudrücken und dort festzusetzen, da Mary andernfalls fürchten musste, sie würde sie sonst gänzlich vernichten. Und das Festsetzen gelang. Denn Mary wurde bewusst, dass sie das Haus nicht verlassen konnte. Da doch die Welle vor der Tür nur darauf wartete, über ihr zusammenzuschlagen.

Nicht aus dem Haus zu gehen hatte eine Weile funktioniert. Das und die Tabletten, die ihr der Arzt verschrieb. Solange Mary einen Boden hatte, den sie scheuern, oder einen Schulrock, den sie nähen konnte. Eine Schrankecke, die sie ausräumen und putzen konnte. Aber wenn sie alles abgekratzt und geschrubbt und aufgeräumt hatte, lag trotzdem noch immer das Foto in der Küchenschublade und wartete auf sie.

Mary neigte den Kopf, um der langen Flamme des Feuerzeugs auszuweichen. Genau wie schon tags zuvor sah sie ihre jüngere Schwester Rosalind an einem fernen Ort ebenfalls eine Zigarette rauchen, wenngleich es in ihrem Fall eine dieser Cocktailzigaretten mit pastellfarbener Spitze war. Nobel. Mary rauchte, was immer am billigsten war: Die erste Zigarette des Tages schmeckte stets nach Benzin. Mary sah, wie Rosalind sich eine dunkle Haarsträhne um den manikürten Finger wickelte und sie hinter das Ohr strich. Teurer Zigarettenrauch verhüllte die strahlende Haut ihrer Schwester, ein blaugrauer Schleier legte sich über den anderen, bis sie gänzlich verschwand.

Rosalind war schön und Mary nicht. Diese einfache Wahrheit hatte Marys Leben geprägt. Männern blieb der Mund offen stehen, wenn ihre Schwester vorüberging. Erst als Rosalind aus Cwmcysgod fortgezogen war, wurde Mary überhaupt bemerkt. Mary führte ein kleines und billiges Leben, aber wenigstens keines mehr in Rosalinds Schatten. Catrin war der Beweis dafür.

Ihre Tochter wurde aus dem Durcheinander von neunzehnhundertfünfundachtzig geboren, als die Bergleute streikten und von überallher in Bussen Streikposten ins

Tal gekarrt wurden. Mark Gower lautete der Name ihres Vaters. Er war kein Bergmann, aber ein Unterstützer der Bergleute. Die Minenarbeiterfürsorge bot Marys Mutter Eira ein kleines Entgelt dafür an, dass sie ihn verpflegte und auf ihrem Sofabett im Wohnzimmer beherbergte, von wo aus Mark Gower täglich zur Minenarbeiterfürsorge ging, um nach Dienstplan beim Streik zu helfen. Er tat nichts Entscheidendes, war aus dem Nichts aufgetaucht, hätte auch gut ein Spitzel sein können, und Außenstehenden traute man ohnehin kaum. Mary war fünfundzwanzig und lebte wie die meisten Unverheirateten im Tal noch immer zu Hause. Sie mochte ihn augenblicklich, seine Fremdartigkeit. Den schlaffen Pony, der ihm über die braunen Augen hing. Ihr kam er vor wie ein einmaliges Sonderangebot in einem Laden, der für sie sonst zu teuer war. Eine Ware, die außerhalb ihrer üblichen Preisklasse lag.

Im Haus waren sie niemals zusammen. Mark sagte, das wäre ihrer Mutter gegenüber respektlos.

Mark Gowers ganzer Stolz war sein MG Maestro. Er war weiß, hatte schwarze Sitze, einen roten Zierstreifen und einen Bordcomputer. »Bitte anschnallen«, forderte der einen auf, sobald man den Zündschlüssel drehte. Oder er sagte, was Mary am meisten belustigte, wenn sie den rechten Knopf drückte: »momentaner Kraftstoffverbrauch«. Die Stimme klang genau wie die von Moira Stuart bei den BBC News. Sie schnallten sich an und fuhren aus dem Tal, um auf einem abgelegenen Rastplatz leidenschaftlichen, linkischen Sex zu haben. Es hielt zwei Monate lang, dann setzte sich Mark Gower zu Eira und Mary an den Küchentisch und erklärte, er habe ein Jobangebot in Basingstoke. Sobald Mary Bescheid wusste, schrieb sie ihm an seine neue Bude

und informierte ihn über ihren anschwellenden Bauch voller Arme und Beine. Er antwortete und versprach, bald zurückzukommen, aber Mary hörte nie wieder von Mark Gower. Er verschwand von seiner Nachsendeadresse, sein Ausflug in die Arbeiterklasse war eindeutig beendet.

Eira Bone erzählte allen, dass Mary Mark Gower den Laufpass gegeben habe, weil er ihr gesagt habe, sie müsse nach Basingstoke ziehen. Da die Leute in Cwmcysgod das Tal möglichst niemals verließen, wurde das von den meisten als akzeptabler Grund dafür aufgenommen, ein Kind ohne Vater großzuziehen. Hier hatte Mary schließlich ihre Mam und alles, was sie brauchte. Mary war nicht der Typ, der sich davonmachte. Nicht wie ihre Schwester Rosalind, die sich für Cwmcysgod immer zu gut gewesen war.

Mary hatte die Macht der Schönheit, Rosalinds ungerechten, unerbittlichen Vorteil im Leben, zum ersten Mal verstanden, als sie als kleine Kinder auf dem Gehweg vor dem Haus gespielt hatten. Beide hatten sie sich einen Stein gesucht, mit dem sie die Vorlage für Himmel und Hölle auf den Asphalt kratzten. Mary zeichnete die Kästchen, und Rosalind schrieb hinter ihr die Zahlen hinein. Damals malte Rosalind ihre Zweien und Fünfen noch verkehrt herum. Rückblickend hatte Mary den Verdacht, dass es nur Getue gewesen war und Rosalind einfach gerne das Baby der Familie gespielt hatte, als bekäme sie nicht bereits genügend Aufmerksamkeit. Mary verwischte die Zahlen mit dem Absatz ihres Schuhs und schrieb sie korrekt neu.

Sie ließ ihre Schwester als Erste werfen. Rosalind übertrat mit dem Fuß eine Linie, aber Mary ließ es ihr durchgehen, die Nachsicht einer älteren Schwester mit der jünge-

ren, und sah zu, wie Rosalind bis zu dem Kästchen mit der Sieben sprang, sich drehte und zurückhüpfte, ohne sich darüber bewusst zu sein, dass ihr der gesamte Rückweg von Mary geschenkt worden war.

»Na, du siehst aber hübsch aus.« Mr Bevel, der für die Fahrt in die Stadt seine Sonntagskleidung anhatte, ließ die Hand seiner Frau los und ging vor Rosalind in die Hocke.

Die Mädchen unterbrachen ihr Spiel. Ohne sich umzudrehen, streckte er die Hand nach seiner Frau aus.

»Schatz, gibst du mir mal die Süßigkeiten?« Dai Bevel war bekannt dafür, nett zu Kindern zu sein. Was für ein lebenswürdiger Mann, dass er Süßigkeiten verteilte.

Seine Frau griff in ihre Handtasche und förderte eine zerknitterte weiße Papiertüte zutage, die sie ihrem Mann reichte. Er öffnete die Tüte. Der süße, saure Geruch von Zitronenbrause ließ Mary das Wasser im Munde zusammenlaufen.

Rosalind suchte sich eine Süßigkeit aus. Mary streckte die Hand aus, um ebenfalls eine zu nehmen, aber der Mann rollte den oberen Teil der Tüte bereits wieder auf und steckte sie sich in die Tasche.

»Dai! Gib der anderen auch was Süßes.«

Die Ehefrau murmelte Mary eine Entschuldigung zu.

»Danke, Mr Bevel«, sagte Mary.

Sie knuffte Rosalind in die Rippen, damit sie sich ebenfalls bei ihm bedankte. Schüchternheit war keine Entschuldigung für schlechte Manieren.

»Das habe ich gesehen, Mary Bone«, sagte Dai Bevel. »Spiel schön mit deiner Schwester, sonst rede ich mal ein Wörtchen mit deiner Mam.«

Da »ein Wörtchen mit Mam« eine ordentliche Ohrfeige

zur Folge hätte, starrte Mary auf ihre abgetragenen Schuhe und traute sich nicht mehr aufzublicken, bis sie hörte, dass sich ihre Schritte entfernten. Die Achtelnoten von Mrs Bevels Pumps mit den Viertelnoten ihres Mannes, eine Rhythmusgruppe, die sich vom Dorf den Berg hinauf in Richtung Zubringerbus entfernte.

Rosalind hatte den Stein bereits erneut geworfen und hüpfte davon, die Wange geschwellt von dem Zitronenbonbon, welches sie ihrem Aussehen verdankte und für das ihre Lippen nicht bezahlt hatten.

Mary Bone ging wieder ins Haus und zog die Küchenschublade auf. Schob die Gummibänder und Quittungen beiseite, die Krümel und Kerzen vergangener Geburtstage. Unter dem Ausschuss des Haushalts befand sich das einzige verbliebene Foto von Rosalind Bone. Versehen mit dem Stempel: »The Argus, 3. November 1978«. Vor dreiundzwanzig Jahren. Nach dem Tod ihrer Mutter Eira hatte Mary in einem schwachen Moment bei der Zeitung angerufen und darum gebeten, dass man ihr das Foto ihrer Schwester zuschicke. Mary sah es sich ein paar Sekunden lang an, bevor sie es umgedreht wieder in das Schubladenchaos legte. Die Schönheit war für sie noch immer schwer zu ertragen. Sie ging zum Flurspiegel, nahm ihr einundvierzigjähriges, drittklassiges Spiegelbild in Augenschein und drehte die Ratsche ihres Kiefers ein wenig fester.

3 DAI BEVEL

Eine Straße von Mary entfernt ließ sich Dai Bevel mit geschwollenen Zehen, die pulsierten, als wären sie in eine zu enge Wursthaut gepresst, in seinen Sessel sinken, den grellbunten, von seiner lange verstorbenen Frau ausgesuchten Laubensessel mit Chintzbezug. Dais Mantel, der um die Schultern inzwischen zu locker saß, war bis zum Hals zugeknöpft. Er atmete aus, als seine Füße von dem Gewicht entlastet wurden, und in beiden seiner milchig braunen Augen blühte eine einzelne Träne der Erleichterung auf. Heute war die Kiste im Wald leer. Gestern voll. Heute leer. Er wischte sich die Tränen ab und sein dementes Hirn rasste, wobei sich seine Gedanken in Verzerrungen vergangener und gegenwärtiger Wahrheiten verhedderten, bevor er im Geiste in den Wald zurückkehrte und den Blick angestrengt um die Baumstämme bog in der Hoffnung, sein Lieblingsmädchen zu erblicken.

Er knöpfte seinen Mantel auf, setzte dabei das Aroma von ungewaschenem Hemd frei. Ein Knopf sprang ab, rollte über den Boden und prallte gegen die Sockelleiste. Der alte Mann sah zu, wie er kreiselte und neben dem Türstopper liegen blieb. Er griff nach seinem Notizbuch und dem Bleistiftstummel auf dem Set von Beistelltischchen neben dem Sessel. Er schrieb so, wie man es ihm als Junge beigebracht hatte, mit gleichmäßigen Strichen und hohen, schmalen Schleifen.

»Seife. Baked Beans. Streichhölzer. Dosengemüse. Kekse. Feueranzünder. Socken.«

Beim Schreiben stellte er sich vor, wie jeder Gegenstand einen Teil des Platzes einnahm, bis er wie bei einem dreidimensionalen Puzzle die Kiste im Wald gefüllt hatte. Durch das Fenster sah er graue Wolkenschichten in die eine oder in die andere Richtung ziehen. Er und sein Mädchen waren gar nicht so weit voneinander entfernt, dachte er, sie befanden sich unter demselben Himmel. Wenn er doch nur die Hand ausstrecken und sie berühren könnte.

»... Wasser. Sagrotan.« *Ach, und eine Ausgabe der Buntty. Nein, dafür ist sie zu alt. Was mögen Mädchen? Ach ja, die Jackie.*

Er legte den Bleistift beiseite und schloss die Augen. Ein stechender Schmerz in der Brust ließ ihn die Armlehnen seines Sessels umklammern, bis er wieder verging und Dai in einen kurzen, traumlosen Schlaf fiel.

Er wachte auf, griff nach dem Bleistift. »Geld.«

Ein kleiner, massiver Turm aus Ein-Pfund-Münzen zwischen die Bohnen und die Socken gesteckt, ganz oben in die Kiste.

Dai Bevel verzehrte sich so sehr danach, sie zu sehen, aber sie kam nie zu der Kiste im Wald, wenn er Wache hielt. Er war sich jedoch sicher, dass sie es war, die seine Gaben der letzten Jahre geholt hatte. Der Beginn seiner Demenz wurde von dem instinktiven Begreifen begleitet, dass sein Lieblingsmädchen im Wald wartete und bald zurückkehren würde. Es gab ihm Hoffnung, zu glauben, dass das, was er tat, sie am Leben erhielt. Er fütterte sie, damit sie nach Cwmcysgod zurückkehren und alles so sein würde, als wäre sie nie gegangen.

Er fuhr zusammen und wachte auf, klopfte sich auf die Brusttasche, um sich zu vergewissern, dass er daran gedacht hatte, seine Rente abzuholen, bevor er wieder durch die Zeit purzelte.

»Mam!«, rief er. »Darf ich Feuer anmachen? Nur den einen Barren, versprochen.« Es kam keine Antwort. Die dumme Frau war wohl ausgegangen. Dai runzelte die Stirn, wer sollte ihm jetzt Abendessen machen?

»Ob mein Taschengeld für Zitronenbonbons reicht?«

Er wuchtete sich in die Senkrechte. Er würde zu Mrs Williams' Eckladen gehen. Er nahm die Einkaufstasche seiner toten Frau vom Garderobenhaken und stierte das Bild eines alten Mannes dort an der Wand an, wo einst ein Spiegel gehangen hatte. Sie war keine schlechte Frau gewesen, seine Frau. Hatte überhaupt keine Scherereien gemacht. Willens, wie es schien, den Zwischenfall zu vergessen, als sie von einem Ausflug nach Ponty früher nach Hause gekommen war und ihn in der Küche dabei überrascht hatte, wie er einem willfähigen, schweigenden Kind einen »Keks danach« überreichte.

»Ach, Tilly hatte Hunger«, hatte er erklärt. Der Gesichtsausdruck seiner Frau verwandelte sich von versteinertem Begreifen hin zu einem angeregten Lächeln. Viel einfacher für sie, ihm zu glauben, als es nicht zu tun.

»Möchtest du noch Orangenbrause dazu, Tilly?«, hatte seine Frau gefragt. »Wie geht's deiner Mam?«

Seit zwanzig Jahren war Dai Bevel Witwer, und seit zwanzig Jahren hatte er kein Kind mehr angerührt. Denn ein Mann ohne Frau war ein Nichts. Ein Nichts ohne den Glanz ehelicher Ehrbarkeit.

»Die Ärmsten«, hatte das Tal hinter ihren Rücken geraunt. »Die Bevels sind nicht mit eigenen Kindern gesegnet.«

Mrs Williams schien nicht allzu erfreut darüber, Dai Bevel zu sehen.

»Ich hoffe, Sie sind hier, um Ihre Rechnung zu bezahlen.«

»Oh, hat meine Mutter nicht bezahlt?«

»Nein, Dai.«

»Also, hier ist meine Liste für heute, falls es Ihnen nichts ausmacht?«

Mrs Williams griff über den Tresen nach der Liste.

»Das alles? Sie sind doch zu Hause jetzt alleine.«

Der alte Mann sagte nichts.

»Na gut, Sie dementer alter Knacker, aber dann bezahlen Sie die Rechnung eben nächstes Mal, sonst werde ich ungemütlich. Ist das klar?«

Obwohl sie über ein Jahrzehnt älter war als ihr Kunde, band sich Mrs Williams das Kopftuch enger, nahm sich einen Korb und drehte eine Runde durch den kleinen Laden.

»Keine Socken und keine *Jackie*.« Sie hob den Korb auf den Ladentisch. Dai Bevel packte die Waren in die alte Einkaufstasche seiner Frau.

»Jetzt schulden Sie mir noch acht Pfund und zweiundsechzig Pence mehr«, sagte Mrs Williams und vermerkte den Betrag in ihrem Buch. Dabei dachte sie bei sich, der alte Knacker ist inzwischen definitiv plemplem, will ein Comicheft für Mädchen kaufen. Würde es die *Jackie* allerdings noch geben, hätte sie sie ihm verkauft. Die Kasse muss klingeln und so weiter.

Er nahm seine Einkäufe und machte sich humpelnd auf den Weg zur Tür.

»Sie müssen sich um Ihre entzündeten Hühneraugen kümmern, Mr Bevel.«

Der alte Mann drehte sich um. Rieb sich mit den Fingern übers Kinn. »Verkaufen Sie Pfundmünzen?«

»Nein. Wir verkaufen keine Pfundmünzen.«

Dai Bevel senkte das Kinn auf die Brust und hoppelte nach Hause.